

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 18

12. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. September 1948

INHALT: Die Gewerkschaften und christliche Soziallehre: A. Die Anfänge der Gewerkschaften: Die Koalition der Arbeiter — Die Stellungnahme der Kirche — Die Arbeitgeberverbände (Fortsetzung folgt).

Das Suchen nach dem Menschenbild (Zur Eranostagung 1948): Der spielende Mensch — Der mystische Mensch — Der Mensch und die Zivilisation — Der Mensch als Naturforscher.

Religion und Patriotismus im heutigen Spanien (Schluss): B. Die heutige Lage. I. Die Idee des «katholischen Staates»: Unterscheidung von Kirche und Staat — Der «Caesaropapismus» — Der Zentralismus. II. Die innere Kraft der spanischen Kirche.

Ex urbe et Orbe: Die logische Konsequenz — Mitten im Chaos die unabänderliche Wertordnung.

Notiz: Oesterreichische Buchausstellung.

Buchbesprechungen: Jungmann — Eberle.

Gewerkschaften und christliche Soziallehre

Wie die Gewerkschaften selbst, so hat auch die Gewerkschaftsfrage und die Würdigung der Gewerkschaften in der christlichen Soziallehre im Lauf der Zeit tiefgreifende Wandlungen durchgemacht. Vor dem ersten Weltkrieg hat es in Deutschland sogar einen zu trauriger Berühmtheit gelangten Gewerkschaftsstreit gegeben, dessen Lehren — um eine Wiederholung in andern Ländern zu vermeiden — noch heute der Beherzigung wert sind.

A. Die Anfänge der Gewerkschaften

1. Die Koalition der Arbeiter

In der Zeit des Manchestertums entstanden, waren die Gewerkschaften ursprünglich nichts anderes als Zusammenschlüsse von Arbeitern, die durch diesen Zusammenschluss die Schwäche, um nicht zu sagen: Ohnmacht ausgleichen wollten, in der sie dem Arbeitgeber gegenüberstanden. In einer Zeit, da noch so gut wie keine Arbeiterschutzgesetzgebung bestand, da seitens des Staates der Arbeitsmarkt ebenso einem völlig unregelten, angeblich «freien» Spiel der Kräfte überlassen war wie der Warenmarkt, erschöpfte die Freiheit des einzelnen, auf sich allein gestellten Arbeiters sich ja darin, das «freie» Lohnarbeitsverhältnis unter den Bedingungen einzugehen, die der Arbeitgeber als Inhaber der Produktionsmittel diktierte, oder keine Arbeitsgelegenheit und damit keine Gelegenheit zu rechtschaffenem Erwerb des Lebensunterhalts für sich und seine Familie zu finden. Der einzelne Arbeitgeber war eben dem einzelnen Arbeitnehmer, der mit dem Angebot seiner Arbeitskraft nicht zurückhalten konnte, weil er unbedingt eine Arbeitsgelegenheit und damit Erwerbsgelegenheit finden musste, machtmässig überlegen und nützte diese Macht aus — im allgemeinen wohl nicht bewusst und vorsätzlich, sondern des ehrlich guten Glaubens, es sei ein Naturgesetz der Wirtschaft, dass der produktionsmittelentblösste Lohnarbeiter nur das Existenzminimum (ein äusserst kärgliches Existenzminimum!) verdiene, während der gesamte Reinertrag

der Wirtschaft, der gesamte geschaffene «Mehrwert» den Produktionsmittelbesitzern zufalle. Gegen dieses vermeintliche oder angebliche Naturgesetz der Wirtschaft gingen die Arbeiter an, indem sie sich gewerkschaftlich zusammenschlossen. Zutreffend erkannten sie, dass dieses angebliche Wirtschaftsgesetz nichts anderes als die Auswirkung eines bestehenden Kräfteverhältnisses sei, und dass es darum der Aenderung dieses Kräfteverhältnisses bedürfe, um dieses angebliche Naturgesetz der Wirtschaft ausser Kraft zu setzen. War der einzelne Arbeiter dem Unternehmer (Arbeitgeber) gegenüber schwach, so würde eine Vielzahl oder gar erst die Gesamtheit der Arbeiter ihm mit gleicher oder gar mit überlegener Stärke gegenübertreten können.

Unbestreitbar hat der Machtgedanke an der Wiege der Gewerkschaften gestanden. So stellt sich für die christliche Soziallehre sofort die grundsätzliche Frage, ob ein solcher bewusster und gewollter Machteinsatz innerhalb der menschlichen Gesellschaft, näherhin innerhalb der Gemeinschaft des staatlich geeinten Volkes, zulässig ist oder nicht. Diejenigen, die nichts anderes zu tun brauchten, als die tatsächlich bestehenden Kräfteverhältnisse spielen zu lassen, weil sie zu ihren

Der letzten Nummer lag ein Einzahlungsschein bei zur Begleichung der Abonnementsgebühren des zweiten Halbjahres 1948. Aus technischen Gründen sind wir gezwungen, diesen allen Abonnenten beizulegen. Nachträglich möchten wir jene Leser, die für das ganze laufende Jahr bereits vorausbezahlt haben, bitten, diesen Einzahlungsschein nicht zu beachten, wie auch zu entschuldigen, dass eine diesbezügliche Notiz in der letzten Nummer unterblieb. Doppelzahlungen werden wir für das nächste Jahr gutschreiben und die Leser entsprechend benachrichtigen. Zum voraus danken wir allen jenen, die sich des Einzahlungsscheines zur Begleichung des restlichen Abonnements bedienen.

Administration «Orientierung».

Gunsten sich auswirkten, wandten sich — menschlich begreiflicher Weise! — empört gegen den gewerkschaftlichen Zusammenschluss der Arbeitnehmer. Zwangsgewalt, überhaupt Machteinsatz, stehe allein dem Staate zu, dessen die liberale (Gross-)Bourgeoisie sich damals noch vollkommen sicher fühlte! Der Zusammenschluss der Arbeitnehmer in der Absicht, durch diesen Zusammenschluss zu erstarren und eine Macht zu werden, vergriffe sich an dem staatlichen Monopol des Rechtszwanges und sei darum als revolutionärer Umtrieb zu brandmarken und unter Einsatz der staatlichen Machtmittel zu unterdrücken. Man berief sich darauf, dass die französische Nationalversammlung die «Korporationen» aufgelöst und deren Neubildung verboten habe. Darin fand man ein grundsätzliches Verbot von Koalitionen überhaupt ausgesprochen, das man den Koalitionen der Arbeitnehmer gegenüber rücksichtslos anwandte, während gentlemen-agreements, «Frühstücksabsprachen» von Unternehmern keine Koalitionen waren und sich mit den Rechtsanschauungen der herrschenden Kreise recht wohl vertrugen.

2. Die Stellungnahme der Kirche.

Der Kampf um die Koalitionsfreiheit der Arbeitnehmer hat Jahrzehnte gedauert. Auch die christliche Soziallehre hat ihre Zeit gebraucht, bis sie sich zu deren Anerkennung durchgerungen hatte. Unvergesslich ist das Eintreten Papst Leos XIII. für das Koalitionsrecht in der Enzyklika «Rerum novarum» (1891). Der Papst verfiel das Koalitionsrecht als ein natürliches Recht des Menschen, das am allerwenigsten denen versagt werden könne, die, weil in der Vereinzelung zu schwach, des Zusammenschlusses bedürften, um ihre Rechte wirksam zu wahren. Damit macht Leo XIII. sich genau die Gedankengänge zu eigen, die tatsächlich zur Gründung der Gewerkschaft geführt hatten. Damit ist, ohne dass die Gewerkschaften bei Namen genannt wären, grundsätzlich die Berechtigung der Gewerkschaften anerkannt. Nach christlicher Soziallehre ist der Grundgedanke des Gewerkschaftswesens im Naturrecht selbst begründet.

Immerhin bedarf dieser Grundgedanke sorgfältiger Ueberprüfung und genauer Umschreibung. Die christliche Soziallehre anerkennt die Tatsache eines gesellschaftlichen Kräftespiels und die Berechtigung des Zusammenschlusses, um auf dieses Kräftespiel Einfluss zu nehmen. Die christliche Soziallehre ist aber weit davon entfernt, den Aufbau privater Machtstellungen im gesellschaftlichen Raum und den rücksichtslosen Einsatz privater Macht im gesellschaftlichen Leben gutzuheissen. Es ist also abzugrenzen, in welchem Masse, in welchem Sinne, unter welchen Voraussetzungen Zusammenschlüsse, die eine Aenderung bestehender Kräfteverhältnisse durch Machtentfaltung sich zum Ziele setzen, berechtigt, d. i. mit der gesellschaftlichen Ordnung vereinbar sind oder nicht.

Im Falle der Gewerkschaften, so wie die Dinge zur Zeit ihrer Entstehung lagen, verhielt es sich so, dass das bestehende Kräfteverhältnis nicht nur zu einer ungerechten Verteilung des Wirtschaftsertrages führte, sondern die an Zahl immer mehr wachsende Schicht der Arbeitnehmerschaft der ihr in der menschlichen Gesellschaft zukommenden Subjektstellung entkleidete und auf die blosse Objektrolle zurückdrängte. Dieser Proletarisierungsprozess, der die Klassenlage des Proletariats schuf, vollzog sich, ohne dass der Staat als Anwalt und Hüter des Gemeinwohls eingegriffen und dieser Zersetzung der menschlichen Gesellschaft Einhalt geboten hätte. Wenn unter diesen Umständen die Arbeiterschaft sich zusammenschloss, um der verhängnisvollen Ungleichheit der Kräfteverteilung abzuhelfen und ein Gleichgewicht der Kräfte

herzustellen, so war das keine Machtanmassung, keine Gewaltanwendung gegen die öffentliche Ordnung zur Durchsetzung eigennütziger, gemeinschaftswidriger Ziele, sondern im Gegenteil: es bedeutete das kraftvolle Eintreten einer entrechteten gesellschaftlichen Grossgruppe («Klasse») nicht nur für ihr eigenes Recht, sondern für die rechte Ordnung der Gemeinschaft selbst. — Doch diese Ueberlegungen eilen dem Gang der Dinge weit voraus. Zunächst sind die Gewerkschaften nichts anderes als Lohnkartelle, genauer gesprochen: Angebotskartelle der Anbieter von Arbeitskraft.

Die Frage nach der Berechtigung der Gewerkschaften stellt sich somit dar als ein Sonderfall der Frage nach der Berechtigung der Kartelle. Nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, sehen wir heute die Kartelle äusserst kritisch an. Das Kartell erstrebt monopolistische Beherrschung des Marktes; darin aber erblicken wir eine durchaus verwerfliche Verfälschung des Marktes, die sich nicht allein an der Verkehrsgerechtigkeit versündigt, sondern das wirtschaftliche Leben insgesamt aufs schwerste schädigt. Im heutigen Schrifttum wird gern darauf hingewiesen, dass wir mit dieser Beurteilung der Kartelle und Monopole nicht allein stehen, dass vielmehr schon die für ihre Zeit zweifellos wissenschaftlich ausserordentlich hochstehende Wirtschaftsethik der Hoch- und Spätscholastik genau den gleichen Standpunkt einnimmt. So lässt es sich nicht umgehen, die Berechtigung der Gewerkschaften als Kartell- oder Monopolgebilde zu überprüfen.

Für die Anfänge der Gewerkschaften lässt sich ohne jedes Bedenken feststellen, dass der gewerkschaftliche Zusammenschluss der Arbeitnehmer gerechte Notwehr war. Der Arbeiter wurde in seinen Rechten — nicht nur bezüglich des gerechten Lohnes — verkürzt. Von Leo XIII. angefangen haben die Päpste das immer wieder ausgesprochen. Der Staat schützte den Arbeiter gegen diese Verletzung seiner Rechte nicht oder doch nur sehr unzulänglich. Darum war der Arbeiter berechtigt, ja — man wird sagen müssen — verpflichtet, sich selbst zu schützen. Im Sinne der liberal-ökonomischen Theorie mag vielleicht am Arbeitsmarkt eine Gleichgewichtslage bestanden haben. Tatsächlich aber bestand eine höchst ungleichmässige Verteilung der Gewichte und fand eine ausgesprochene Bewucherung der schwächeren gesellschaftlichen Gruppe durch die stärkere statt. Dieser Bewucherung sich zu erwehren, indem man der eigenen Schwäche abhalf und durch Zusammenschluss das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen versuchte, hielt sich voll und ganz in den Grenzen der unverschuldeten Notwehr (*intra limites inculpatæ tutelæ*). Alles, was wir gegen Kartelle und Monopole, gegen ihre «Marktstrategie», wie man heute gerne sagt, einzuwenden haben, läuft ja darauf hinaus, dass sie aggressiv sei, ihre Marktstrategie aggressiv sei. Die Gewerkschaften, so wie sie entstanden, waren nicht aggressiv, sondern rein defensiv, daher vollkommen berechtigte Massnahmen reiner Notwehr.

3. Die Arbeitgeberverbände.

Inzwischen aber hat sich manches verändert. Die erste bedeutsame Aenderung ist diese, dass das Unternehmertum den Gewerkschaften die Arbeitgeberverbände entgegensetzte. Der einzelne Arbeiter war dem einzelnen Unternehmer gegenüber zu schwach; um dem abzuhelfen, hatten die Arbeiter sich zu Gewerkschaften zusammengeschlossen. Das beantworteten die Unternehmer, indem auch sie sich zusammenschlossen, um ihre durch die Gewerkschaften verloren gegangene oder doch in Frage gestellte Machtüber-

legenheit zurückzugewinnen. Würden die zu Arbeitgeberverbänden zusammen geschlossenen Unternehmer den gewerkschaftlich zusammen geschlossenen Arbeitern gegenüber wieder die alte Machtüberlegenheit des einzelnen Unternehmers als Arbeitgeber gegenüber dem einzelnen Arbeitnehmer erlangen? Die Erfahrung hat gelehrt, dass, wenn beide Seiten, also sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer verbandsmässig zusammengeschlossen («koaliert») sind, die Machtüberlegenheit bald nach der einen, bald nach der andern Seite hinüberwechselt. Es ist der Fall des «bilateralen Monopols». Das bilaterale Monopol kennt keine Gleichgewichtslage noch auch lässt es zu, dass am Markte Gleichgewichtspreise sich einspielen. Im Falle des bilateralen Monopols gibt es nur das beständige Ringen, bei dem bald die eine, bald die andere «Marktpartei» in die Vorhand kommt. Jede Aenderung der Kräfteverhältnisse, gleichviel ob auf innere Ursachen zurückzuführen oder auf äusserer Verumständung beruhend, führt einen Umschwung herbei. So ist es be-

kannt, dass die Wechsellagen der Wirtschaft (Hoch- und Tief-Konjunkturen) bald die Arbeitgeber-, bald die Arbeitnehmerseite das Uebergewicht gewinnen lassen.

Dieser inzwischen eingetretene Zustand des bilateralen Monopols der Arbeitsmarktparteien nötigt dazu, die Berechtigung der Gewerkschaften (wie auch ihres Gegenspielers, der Arbeitgeberverbände) erneut zu überprüfen. Die ursprüngliche eindeutige Notwehrlage ist nicht mehr gegeben. Die Gewerkschaften beschränken sich nicht mehr auf die Abwehr ungerechtfertigter Angriffe, auf die Verteidigung der — gar vom Staate schutzlos gelassenen — Rechte des Arbeiters. Sie stehen in einem beständigen Ringen um die Gestaltung der Arbeitsbedingungen, ja der gesamten Wirtschaft, noch mehr: der gesellschaftlichen Ordnung überhaupt. Sie sind Arbeitsmarktpartei, Angebotskartell der Arbeitskraft geblieben. Aber sie sind weit darüber hinausgewachsen. Diese Entwicklung und ihre Folgen gilt es, in einem weiteren Artikel zu betrachten.

Prof. O. v. Nell-Breuning, Frankfurt.

Das Suchen nach dem Menschenbild

(Zur Eranostagung 1948)

Im Jahr 1933, als die Zerreiung des europäischen Geistes immer offensichtlicher wurde, begann in Ascona die erste der religionspsychologischen Forschung gewidmeten Eranos-Tagungen, die begründet und geleitet von der initiativen Frau Olga Fröbe-Kapteyn, seitdem alljährlich weitergeführt werden konnten. Die Tagungen, jeweils bestritten von 6 bis 10 Rednern von internationaler Geltung innerhalb ihres Forschungsgebietes, standen unter wechselnden, einheitlichen Leitgedanken, so z. B.: Joga und Meditation im Osten und im Westen, Symbolik der Wiedergeburt, die Mysterien, Geist und Natur u. a. — Psychologen, Religionsgeschichtler, Anthropologen, Archäologen, Physiker und schliesslich auch Theologen teilten sich in das jeweilige Gesamtthema. In diesen ihren Beiträgen vollzog sich aber auch eine Begegnung der verschiedenen Disziplinen und ihrer Träger, gleichsam als Versuch eines Ausgleichs und einer gegenseitigen Befruchtung der Fachwissenschaften im Hinblick auf eine künftige Synthese des in Stücke gebrochenen europäischen Weltbildes. Jedoch sollte auf dem Boden dieser «Begegnungsstätte» die erstrebte Einheit bewusst eine lockere bleiben, und jede allzu umrissene Konsequenz und Festlegung wurde als «dogmatisch» und unerwünscht abgelehnt. Darin lag ein Vorteil wie ein Nachteil. Vorteil darum, weil dadurch diese Begegnungsstätte allen Möglichkeiten geistiger Ausprägung offen stand, und man dort auf diese Weise eine unabgeteilte Fülle von religiösen oder psychologischen Geistformen kennen lernen kann. Der Nachteil aber besteht wohl darin, dass für viele Besucher die Atmosphäre von Eranos ein Schwimmen in allen Möglichkeiten bedeutet — man wird bis dicht an die Grenze des lebendig Religiösen geführt und dort führerlos allein gelassen. Der religiöse Hunger wird geweckt, aber nicht gestillt.

Schon darum kam der Zuziehung von katholischen und protestantischen Theologen seit 1941 eine fermentierende Wirkung zu. Die Verkündigung des Evangeliums in diesem Kreise, selbst in der dort geforderten «wissenschaftlich eingekapselten» Form, wirkte mitten in dem religiösen Historizismus und Exotismus als Zeugnis des lebendigen Mysteriums, und erwies — opportune, importune — seine zentralisierende und Widerspruch erregende Kraft.

Demjenigen unter den Theologen, die seit 1943 alljährlich einen christlichen Beitrag zu den Forschungen des Eranoskreises leisteten, Professor Hugo Rahner (Innsbruck), fiel es diesmal zu, mit seinen vier Vorträgen die Eranostagung 1948, vom 23. bis 31. August, zu eröffnen. Wiederum war, wie letztes Jahr, «der Mensch» in den Mittelpunkt der Tagung gestellt im Wunsche, mitzuwirken an der Wiederherstellung des atomisierten Menschenbildes unserer Zeit. Unter dem Gesichtspunkt des «spielenden Menschen» entwarf Prof. Rahner eine christ-

liche Anthropologie, die gerade dadurch so erregend wirkte, weil sie aus der ungebrochenen Ganzheitschau der Väterwelt heraufbeschworen war — aus jener spätantiken Synthese, die es noch vermochte, Menschenwelt, Kosmos und Himmel in reicher Stufenfolge ineinander übergehend in einem zu schauen. In Fortführung dieser Erkenntnisweise erschien bei Rahner darum der Christ als der volle, ganze Mensch, als die Vereinigung der Gegensätze, als der Mensch in dem die Welt transparent wird auf das äonische Leben hin, und in dem als dem spudogeloios, dem Ernstheiteren, das Leben zu einem Spiele wird, sinnerfüllt und zwecklos. Denn die Freiheit des zum Kinde Gottes gewordenen Menschen zeigt sich eben darin, dass er spielen kann und nicht mehr dem sturen Ernst eines gesetzhaften Moralismus oder Intellektualismus verfallen ist.

«Mit «Spielen» aber ist angetönt jenes Ineinander von Kindlichkeit und Reife, von Tragik und Lächeln, worin nach Johannes von Salisbury das eigentlich Humane besteht und das dem antichristlichen Ideal des gelassen heiteren Menschen entspricht. Da aber der Mensch Bild und Gleichnis Gottes ist, wird er dies auch als spielender Mensch sein müssen. So spricht Gregor von Nazianz vom «spielenden Logos», und dem spielenden Menschen entspricht der deus ludens, der mit seinen Geschöpfen auf dem theatrum mundi das heilige Spiel der Gnade aufführt. Hier eröffnen sich im Spiel die höchsten Aspekte des Lebens, weil dieses sich als ein Vorspiel zum endlosen Spiel der Ewigkeit enthüllt. Und wenn der grosse Huizinga die ganze Kultur als eine Schöpfung des homo ludens dargetan hat, so zeigt Rahner, diesen Gedanken aufnehmend, das Transzendieren des menschlichen Spielvermögens. Als Mittelglied zwischen dem deus ludens und dem homo ludens erscheint ihm (nach einer Ostersequenz Nolkers) die ecclesia ludens, als Widerschein jener uranfänglichen sapientia ludens, die ihr gottgegebenes Spiel auf dem ganzen Erdkreis ausübt. Aber die Vollendung des homo ludens, des im Tanzschritt zum ersten Urheber aller Bewegung pilgernden, leuchtet auf in Rahners Theologie des Tanzes, der als der Sichtbarwerdung jenes inneren Rhythmus der geschaffenen Welt den himmlischen Reigentanz vorabbildet, die künftige ewige Mitbewegung der Seligen im Reigen der Engel und der Gestirne (nach einem Wort Gregor von Nyssas). Gewiss ahnen wir seit dem Auftauchen der liturgischen Bewegung wieder etwas von der Liturgie als Spiel, ja als Schauspiel. Aber in den Beispielen Hugo Rahners trat zutage, um wie viel grossartiger und konsequenter, ja leibhafter und konkreter, einst im Mittelalter das Spiel die Liturgie durchwirkt haben muss, so z. B. in dem heiligen Ballspiel der Bischöfe und Kleriker in der Kathedrale von Auxerre.

Gesehen von dem so oft so streng normierten, apologetisch

oder ethisch verklusulierten heutigen Christentum, mag diese Schau vom erlösten Menschen als dem in Lächeln und Geduld Spielenden, wie ein Schnörkel am Rande der Theologie erscheinen. Und doch, wer hätte denken können, dass Nietzsches Bild vom «tanzenden Menschen», das er als einen revolutionären Menschentypus dem «traurigen» Christen entgegenstellte, in Wirklichkeit nichts anderes war, als die versuchte Erneuerung eines Menschenbildes altchristlicher Weisheit und seiner Lebenshaltung, das nun im christlichen Existenzialismus Hugo Rahners neu und fruchtbar beschworen wurde.

Einen Gegensatz zu Rahners Vereinigung der Gegensätze im göttlichen Spiel bildete der klar konzipierte Vortrag des Jungschülers Dr. Neumann (Tel Aviv) über den «mystischen Menschen». In seiner Darstellung des Weges der Ganzwerdung des Menschen, den er veralgemeinernd als homo mysticus definierte, beschrieb er zweifellos eine Reihe wichtiger seelischer Ur- und Entwicklungsphänomene. Jedoch erwies sich wieder einmal die Gefährlichkeit einer rein psychologischen Wertung religiöser Erfahrungen und Formungen. Die Lehre von der sogenannten psychischen Projektion des Religiösen, und die von der Tiefenpsychologie geforderte «Zurücknahme» solcher Projektionen, stellte sich, wie schon oft erfahren, als ein Mittel der Auflösung religiöser Wahrheiten von Offenbarungscharakter dar. Als Rest bleibt für Neumann nur eine homozentrische Mystik. Zudem war für den Redner die eigentliche Gottesmystik nur ein kleiner Ausschnitt aus der Phänomenologie der Mystik, wie auch seine Schau der Mystik offensichtlich an keinen Gott gebunden war, sondern sich im Bau des Weltganzen und seines Hintergrundes erfüllen kann. Auffallend erschien seine scharfe Parteinahme für eine Art Schöpfungsmystik im Gegensatz zu einer von ihm an die Grenze des Pathologischen verwiesenen Mystik der Weltüberwindung, Weltverneinung oder der Weltkritik (so z. B. im Begriff des Fürsten dieser Welt). Und entgegen der immer konsequenteren, wenn auch nicht unbedingten, Hinwendung seines Meisters Jung zu Christus, stellte Neumanns System der Mystik einen Versuch dar, Christus aufzulösen und seine Gestalt als überflüssig erscheinen zu lassen auf dem Weg der letzten Einung.

Als ein wahrhafter Europäer erschien hingegen der bedeutende holländische Religionspsychologe Prof. van der Leeuw. Sein Vortrag: *Der Mensch und die Zivilisation*, ein Querschnitt durch die parallele Entwicklung von Religion und Kultur, gipfelte in der Forderung eines christlichen Humanismus als rettende Lösung der Gegenwartsnöte. Seine profunde Kenntnis der primitiven Religionen war Ausgangspunkt und Hintergrund seiner Darlegungen. Von dorthin leuchtete seine These von der Rolle der Kultur im Hinblick auf die Menschwerdung des Menschen eigentümlich auf: Kultur als das vom Menschen der Natur Entgegengesetzte, als Gegenschöpfung des Menschen, durch die er immer mehr Mensch wird — was heissen will: durch die er sein Selbstbewusstsein und damit Abstand zu sich selber ge-

winnt. Und wie im Kult die Maske den Menschen über sich hinaushebt, so wirkt die Kultur selbst als Maske über dem Gesicht einer immer im Werden begriffenen Menschheit und ist als eine grosse «Maskerade» das Mittel immer mehr und in höheren Graden Mensch zu sein — die Natur zu überwinden, bis schliesslich der Mensch in seiner letzten Station, im Christentum, sich radikal von sich selber zu distanzieren vermag und endlich — gänzlich sich dem Auge Gottes ausgesetzt wissend — sich preisgibt.

Die Vorträge von Prof. Portmann (Basel) waren gewiss nicht nur der Beschluss, sondern auch ein Höhepunkt der Tagung. Portmann, Humanist und «guter Europäer», gab in seinem ersten Vortrag einen Umriss der heutigen Methoden der Naturforschung, die anstatt den Kausalzusammenhängen in der Natur nachzugehen, das «Muster» der einzelnen Naturerscheinung zu finden strebt, und dann diese «Muster» in einem bedeutsamen Spiel auf dem grossen Schachbrett der schöpferischen Möglichkeiten zu einer naturhaft-geistigen Ordnung zu fügen sich bemüht. In seinem zweiten Vortrag über die Aufgabe des Naturforschers versuchte er eine Synthese innerhalb der heutigen Naturforschung anzubahnen. Er zeigte das gefährliche Auseinanderfallen von «Naturforscher» und «Naturwissenschaftler» (naturalist und natural-scientist) am Beginne unseres Jahrhunderts und das immer stärkere Vorwiegen der Gesinnung des letzteren in unserer Kultur. Das eigentliche Forschungsgebiet des «Naturforschers» im alten Wortsinne war die Vielfalt der Erscheinung, der Versuch der menschlichen Einordnung des Sinnlich-Aesthetischen. Der «Naturwissenschaftler» hingegen strebt von der Vielfalt weg zur Vereinfachung, zur Ueberschau und damit zur Theorie, zur Vorherrschaft des abstrahierenden Gesetzes. Eine Humanisierung der unmenschlich gewordenen Naturwissenschaft sieht Portmann gebunden an die Wiedergewinnung der sinnlich-ästhetischen Qualitäten des Naturforschers. Und dies erscheint ihm schon darum dringlich, weil die Erkenntnis der Strukturen der Natur-Umwelt dem Menschen die Möglichkeit und das Material liefert für die Ordnung und Durchstrukturierung seines Unbewussten — was mit entscheidend ist für den Gang seiner Bewusst- und Menschwerdung. Die von Portmann angestrebte Synthese der Naturforschung erscheint damit als ein wichtiger Beitrag zur Wiedergewinnung eines einheitlichen, in dem Organischen der Natur, wie in der Ordnung des Geistes verwurzelten Menschenbildes.

So schloss sich mit Portmanns Darlegungen die Suche nach dem «verlorenen Menschen» auf dieser Tagung zu einem Ring. Was Hugo Rahner versucht hatte zurückzugewinnen aus dem Fluss einer vorchristlichen Urtradition und aus der Vertiefung in die altchristliche Ganzheitsschau des innern und äussern, des leiblichen und seelischen, des irdischen und himmlischen Lebens, das unternahm von der andern Seite her Portmann: einen Vorstoss zum Umfassen des ganzen Menschen von der Biologie her.

Religion und Patriotismus im heutigen Spanien

B. Die heutige Lage.

I. Die Idee des «katholischen Staates»

Das heutige Spanien ist als siegreiche Partei aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen und bezeichnet sich als «katholischen Staat». Es ist also erklärlich (ob und inwieweit es auch berechtigt ist, wollen wir nicht entscheiden), dass nicht wenige ihr Verhältnis zur Religion auch von politischen Motiven beeinflussen lassen.

Die Idee des «katholischen Staates» ist auch heute noch umstritten. Auf alle Fälle ist es klar, dass es grössten Taktes von seiten der Kirche wie des Staates bedarf, um auch nach aussen die Unterscheidung zwischen beiden zu wahren. Das gilt um so mehr, wenn der «katholische Staat» die Frucht eines von beiden Seiten mit

Grausamkeit geführten Bürgerkrieges ist. — Um die heutige Lage in Spanien möglichst objektiv und vorsichtig zu beurteilen, dürfte es nicht überflüssig sein, an das zu erinnern, was bei uns nicht stets genügend beachtet wird, dass es zwar tatsächlich Fälle gibt, wo die Kirche bei völliger Trennung vom Staat (falls dieser sich neutral und nicht antikatholisch verhält!) sich freier entfalten kann (USA) als unter manchen Konkordatsregimen (denken wir z. B. an gewisse Abschnitte aus der spanischen Geschichte), dass aber nach kirchlicher Lehre das Ideal in einer Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat zum Wohl des Ganzen besteht. — Ebenso wenig darf übersehen werden, dass das Verhältnis zwischen Religion und Patriotismus ein ganz anderes ist, je nachdem das Staatsvolk sich zu einer einzigen Religion bekennt, oder wenn grössere oder kleinere religiöse Minderheiten vorhanden sind.

In Spanien sind diese Minderheiten klein und kommen für das kulturelle Leben praktisch nicht in Betracht.

1. Unterscheidung von Kirche und Staat

Wir glauben nicht, dass immer und überall, wenigstens nach aussen, die Unterscheidung zwischen Kirche und Staat genügend gewahrt wird. Nehmen wir nur ein Beispiel, nicht einmal das deutlichste: nach dem Sieg hat der Staat durchgesetzt, dass auf allen Kathedral- und Pfarrkirchen das Parteiabzeichen der Falange mit dem Namen ihres Gründers, José Antonio Primo de Rivera, angebracht wurde. Nur der Erzbischof von Sevilla hat sich mit nicht weniger Energie als Erfolg dagegen gewehrt. Dieses Parteiabzeichen findet sich zwar meistens im Zusammenhang mit einem Kriegerdenkmal für die Gefallenen der Rechten. Jedes Jahr wird der Sieg im Bürgerkrieg mit grossem Gepränge und martialischen Artikeln gefeiert. Die staatlichen und Parteiorganisationen wohnen den Te Deums und den Feldmessen bei, wobei natürlich auch die kirchlichen Würdenträger erscheinen. Wenn man dabei Bischöfe mit Mitra und Stab sieht, welche gemeinsam mit den Militärs und den anderen Formationen die behandschuhte Rechte zum Faschistengruss ausstrecken, so macht dies einen etwas merkwürdigen Eindruck.¹⁾ Und wir wissen, dass nicht wenige Spanier, auch sehr gute Katholiken, sich daran nicht wenig stossen. — Was soll man aber vom einfachen und oft ungebildeten Volk sagen, das nicht die nötigen Unterscheidungen machen kann? Auf diese Weise glauben manche *bona fide*, die Kirche wolle den Bürgerkrieg segnen und die mit ihm verbundenen Ausschreitungen.

2. Der «Caesaropapismus»

Der Hauptvorwurf, der dem heutigen Spanien — soweit es das religiöse Gebiet betrifft — gemacht wird, ist der des «Caesaropapismus». Im klassischen und engen Sinn des Wortes lässt sich dieser Vorwurf nicht aufrechterhalten, auf jeden Fall trifft er nicht auf die heutige Regierung zu, sondern höchstens auf vereinzelte Aussenseiter. — Gewiss gab es in der Vergangenheit Rechtskreise, welche zu wenig zwischen Politik und Religion unterschieden, und wir glauben nicht, dass sie heute keine Nachkommen mehr haben. — Gewiss macht man es dem heutigen Staatschef manchmal zum Vorwurf, dass er allzu sichtbar die Kirche auf seine Seite herüberzuziehen sucht, dass er beabsichtigt, sie an sein System zu fesseln, indem er z. B. mit führenden Personen der Kath. Aktion wichtige Staatsstellen besetzt. Nicht jeder wird das gleich gern sehen, aber andererseits ist prinzipiell nichts dagegen einzuwenden, wenn — wie es auch der Fall ist — die betr. Personen auf ihre Stellung in der Katholischen Aktion verzichten.²⁾

¹⁾ Die Entschuldigung, dass dieser ein alter spanischer Gruss sei, verfährt wenig, da dieser Gruss tatsächlich ausländischen Vorbildern nachgeahmt wurde und jedenfalls von der Masse als faschistischer Parteigruss aufgefasst wird. Inzwischen ist u. W. die Verpflichtung zu diesem Grusse allgemein abgeschafft worden.

²⁾ Wir möchten dem Umstand, dass Bischöfe in den Cortes sind, keine allzu grosse Bedeutung geben (allerdings werden sie nicht von der Kirche, sondern vom Staatschef ernannt). Dass aber ein Bischof (der von Madrid) im politischen Ausschuss der Cortes sitzt, werden nicht alle verstehen. — Für einen Ausländer ist es auch unverständlich, dass im Regentschaftsrat, der von Franco eingesetzt wurde und eine rein politische und nicht kirchliche Einrichtung ist (mag man sie auch als vaterländisch taufen), der Erzbischof von Toledo oder sonst ein Bischof an

— Man wird auch zugeben, dass der spanische Staat nicht geringe Summen zugunsten der Kirche ausgibt, vor allem zur Wiederherstellung der zahlreichen durch die Wut der Roten so sinnlos zerstörten kirchlichen Gebäude und Schulen. Darin ohne weiteres einen «goldenen Käfig» erblicken zu wollen, geht zu weit. Die Kirche wäre ausserstande, nachdem ihr im letzten Jahrhundert fast sämtliche Güter genommen wurden, die Lasten dafür zu tragen. Auch hatte der spanische Staat damals die moralische Verpflichtung auf sich genommen (und in der Vergangenheit nur zu oft verleugnet), für die zwangsläufige Enteignung der Kirchengüter einen gewissen Ersatz zu leisten. Natürlich wäre es besser, wenn ein für allemal die Kirche mit gewissen notwendigen Gütern ausgestattet würde, statt von Fall zu Fall auf den Staat angewiesen zu sein. — Eine starke Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat zeigt sich vor allem auf sozialem und pädagogischem Gebiet. Gerade hier wird die Zusammenarbeit zum Segen des ganzen Volkes. Man kann vielleicht im einzelnen über manche sozialen Massnahmen verschiedener Meinung sein, man mag sich fragen, ob die ökonomische Basis solid genug ist, aber niemand kann leugnen, dass die heutige Regierung mit viel Hingabe und Ernst sich der sozialen Frage annimmt. Man kann es nur begrüssen, wenn der spanische Episkopat dabei der Regierung seine Unterstützung zukommen lässt. Manche, die zu sehr über die Vermengung von «Thron und Altar» und über vielfache Vernachlässigung der sozialen Frage von seiten kirchlicher Kreise in früheren Zeiten kritisieren, wären überrascht, mit welchem Freimut z. B. die Bischöfe der granadinischen Kirchenprovinz oder der Bischof von Cordoba die Schwächen des Latifundienwesens in ihren Pastoralen schreiben geisseln (übrigens sucht gerade auf diesem Gebiet die Regierung nach Kräften Abhilfe zu schaffen). — Nicht wenige sind überrascht, dass gerade zwischen Spanien und dem Hl. Stuhl noch kein Konkordat geschlossen wurde. Es ist bekannt, dass die spanische Regierung grossen Wert auf ein Konkordat legt. Man wird vielleicht den Grund eher in einer abwartenden Haltung des Vatikans erblicken müssen. Es bestehen aber einzelne Abmachungen zwischen Kirche und Staat. Aus jüngerer Zeit z. B. über die sog. spanische «Rota» (ein seit dem 16. Jahrhundert an der Madrider Nuntiatur bestehender kirchl. Gerichtshof) und eine aus dem Jahr 1942 betr. der Ernennung der Bischöfe. In der Theorie werden die Bischöfe nach Uebereinkunft zwischen Nuntius und Aussenminister ernannt. In der Praxis scheint es uns, dass wenigstens in einzelnen Fällen die Regierung einen stärkeren Einfluss ausübt.

3. Der Zentralismus

Weniger auffallend auf den ersten Blick, aber vielleicht bedeutsamer als der angebliche «Caesaropapismus» ist ein sehr betonter Zentralismus. Nicht nur in dem Sinne, dass Madrid das Zentrum der gesamten sehr umfangreichen Bürokratie bildet, sondern vor allem, dass der Staat die Tendenz hat, gewisse Tätigkeiten, welche sehr wohl von zwischen dem Staat und der Einzelperson bestehenden Gemeinschaften erledigt werden könnten, gleichsam zu monopolisieren. So sind z. B. gleich zu Beginn auch katholische Syndikate aufgelöst und durch das staatliche ersetzt worden, während nach

erster Stelle vorgesehen ist. Tatsächlich hat der jetzige Erzbischof von Toledo diese Stellung aus durchsichtigen Gründen abgelehnt, sie wurde dann dem Bischof von Madrid angeboten und dieser nahm an.

katholischer Lehre die Syndikate ja gerade die Aufgabe haben, gegen die Allmacht des Staates ein gewisses Gegengewicht zu bilden. — Besonders deutlich ist diese Tendenz aber in Erziehungsfragen. Niemand leugnet, dass das Unterrichtsministerium die beste Absicht hat, die kath. Erziehung der Jugend zu fördern. Aber man hat den Eindruck, dass der Staat dies zu sehr als seine eigene Aufgabe betrachtet und den Erziehungsrechten der Kirche wenigstens in der Praxis nicht immer den nötigen Spielraum lässt. Wer die Entwicklung der Schulfrage im neuen Spanien verfolgt, kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass in Erziehungsfragen ein gewisser Etatismus, wenn auch ein katholischer, sich breit macht. — Typisch dafür ist das Problem der sog. «Kath. Universität». Für manche Spanier, auch unter dem Klerus, ist die Frage sehr einfach: Der Staat sorgt dafür, dass keine Lehren gegen das kath. Dogma vorgebracht werden, also sind alle Universitäten in Spanien kath. Universitäten. Einsichtige Kreise hingegen verfolgen zielbewusst die Gründung einer kath. Universität, aber sie finden mancherorts beim Klerus und vor allem an staatlicher Stelle wenig Verständnis, obwohl in der Theorie das Recht der Kirche, Universitäten zu gründen, anerkannt wird. Die ganze Frage ist freilich zu kompliziert, um hier behandelt zu werden. — Das eigentliche Problem in dieser und ähnlichen Fragen ist folgendes: Niemand wird bestreiten, dass der heutige spanische Staat ein ernstes Interesse an der Rekatholisierung der breiten Masse hat und sich darum bemüht. Man kann sich aber fragen, ob das Vorgehen immer psychologisch ist und ob der «offizielle Katholizismus» des Staates nicht manchmal Gefahr läuft, aus der Sphäre der Zusammenarbeit in die einer etwas zu ausschliesslichen religiösen Beeinflussung zu geraten. — Was den Zentralismus im besonderen angeht, so sind wir überzeugt, dass viele Spanier eine tatsächliche Gefahr nicht genügend in Rechnung ziehen: Mit einem nicht stets von einer gewissen Naivität freien Optimismus scheint man zu glauben, die jetzige Lage werde immer dauern, und manche behaupten, die Vorsehung könne etwas anderes gar nicht zulassen. Sie scheinen zu sehr darauf zu rechnen, dass der «weltliche Arm» ihnen stets zur Seite stehen werde.³⁾ Es gibt aber auch Spanier, welche diese Entwicklung nicht ohne Sorgen betrachten. Es steht nicht in den Sternen geschrieben, dass in Spanien nicht auch einmal der «offizielle Katholizismus» einer anderen politischen Richtung weichen kann. Dann dürfte sich die jetzige enge Bindung der Kirche mit dem gegenwärtigen Regime psychologisch nicht günstig auswirken. Vor allem aber könnte dieser Zentralismus, der heute sich in betont katholischem Sinn auswirkt, einmal in der Hand eines laizistischen Staates sich zu einer gefährlichen und wirksamen Waffe gegen die Kirche entwickeln. Und jene, die über den

³⁾ Manche Spanier der Rechten haben in der Vergangenheit mit mehr oder weniger historischem Recht Spanien als eine Art militärisch-politische Hochburg des Katholizismus betrachtet. Ueberhaupt haben noch heute nicht wenige Spanier die Tendenz, die Verdienste Spaniens um die Kirche hie und da etwas zu militärisch aufzufassen, die berühmten «tercios españoles (Infanterie des 16. Jahrhunderts) spielen dabei auch eine gewisse Rolle. Der Spanier betrachtet sein Vaterland als «espada de Dio» (Gottes Schwert) und «brazo de la Iglesia» (weltlicher Arm der Kirche). — Es ist besser, wenn man (und das geschieht auch immer mehr) die Verdienste Spaniens auf geistigem Gebiet vor allem würdigt, in diesem Sinn kann der Ausdruck «luz de Trento» richtig aufgefasst werden. Die spanischen Theologen waren eine Zierde der Kirche, besonders auf dem Trienter Konzil.

offiziellen Katholizismus zu sehr gejubelt haben, könnten sich eines Tages durch einen laizistischen Staat gefesselt sehen.⁴⁾

II. Die innere Kraft der spanischen Kirche

Im Ausland wird aber die innere Kraft der spanischen Kirche viel zu sehr unterschätzt. Man darf nicht zu sehr die «Rekatholisierung von oben her» gegen die «von unten her» gegeneinander ausspielen, es kann sich beides — richtig verstanden — zusammenfinden. Wo viel gearbeitet wird, werden auch immer wieder Fehler begangen, nur die, welche die Hände in den Schoss legen und zuschauen, haben immer recht! — Das billige Schlagwort vom «Caesaropapismus» ist nicht der Schlüssel, um die heutigen Beziehungen zwischen Religion und Patriotismus im tiefsten zu verstehen. Die spanische Kirche hat eine glänzende religiöse und kulturelle Tradition schon von den damals im Abendland einzig dastehenden toletanischen Konzilien her. Auch das Staatskirchentum, besonders unter den Bourbonen, vermochte nie ganz diese innere Kraft zu lähmen. Zugegeben, dass heute selbst manche Katholiken und auch Mitglieder des Klerus sich manchmal zu sehr auf den «weltlichen Arm» verlassen. Aber die spanische Kirche hat dies nicht nötig. Jeder, der auch nur oberflächlich die heutige religiöse Lage in Spanien kennt, muss über die innere Kraft der spanischen Kirche staunen: vom Idealismus so vieler Priester, Ordensleute und Laien könnten nicht wenige im Ausland viel lernen. Die kath. Aktion und die Kongregationen bilden eine Elite katholischer Laien heran. Der weitaus grösste Teil der Studenten wird religiös erfasst. Allerdings herrscht manchmal in studentischen Kreisen (besonders der Falange) noch etwas vom «catolicismo de cimitarra» (cimitarra = arabischer Krummsäbel) eine etwas vertiefte Auffassung der Religion würde ihnen nicht schaden. Das neuere kath. Schrifttum, bes. das theologische, in dem bisher ausländische Uebersetzungen einen starken Platz einnahmen, zählt immer mehr spanische Namen; die spanischen theologischen Wochen stehen an Organisation und Qualität wohl einzig da. Das Laienapostolat wird von den kath. Organisationen sehr gepflegt, die so segensreiche Exerzitienbewegung zieht immer weitere Kreise. Die frühere Nachlässigkeit auf sozialem Gebiet wird mit Eifer und Geschick allmählich überwunden und soziale Haltung steigt immer mehr von der akademischen Tribüne ins praktische Leben. Mit einem Wort: man verlässt den kath. Turm und dringt ins Volk hinein. Es ist also gar nicht so, wie manchmal im Ausland tendenziös behauptet wird, als stände man nur einer Rekatholisierung «von oben» gegenüber.

Gewisse Gefahren sind wie überall (und man könnte noch streiten, wo die grösseren zu finden sind,

⁴⁾ Wir wissen, dass auch manche katholische Universitätsprofessoren nicht ohne Besorgnis einen gewissen Druck der Regierung auf die Universitäten im Sinn einer katholisierenden Tendenz feststellen. Sie fürchten, dass einmal ein wenig erfreulicher Rückschlag komme und würden es vorziehen, wenn die freie Meinungsäusserung in religiösem Sinne nicht zu sehr vom Staate eingeschränkt würde. Wir glauben allerdings, dass die Studentenschaft dies viel weniger empfindet oder z. T. gar nicht empfindet, wenigstens sind uns keine gegenteiligen Aeusserungen bekannt. Uebrigens ist das Thema zu kompliziert, als dass wir hier darauf eingehen könnten. — Feststellen darf man allerdings, dass ein radikaler Laizismus in den vergangenen Jahrzehnten an den spanischen Universitäten mit ganz andern Methoden sich breit gemacht hat, die zu verurteilen sind. Von der «akademischen Freiheit» war von seiten jener am wenigsten zu spüren, die das Wort am meisten im Munde führten.

in Spanien oder anderswo) vorhanden, aber ebenso vorhanden sind die inneren Kräfte, welche diese Gefahren überwinden können. Vom Eifer und vielleicht noch mehr von der anpassenden Klugheit und vom psychologischen Vorgehen wird — soweit menschliche Faktoren in Frage kommen — die christliche Zukunft Spaniens abhängen. — Im übrigen darf man nicht vergessen, dass es neben einem französischen und englischen Katholizismus auch einen spanischen gibt, von Tradition und Geschichte der iberischen Halbinsel geformt. Der spanische Katholizismus kann manches vom Ausland lernen; und gewisse Kreise würden gut tun, etwas mehr

aus ihrer Isolation herauszugehen. Aber ebenso muss sich der Ausländer mehr als bisher bemühen, mit liebevoller, wenn auch nicht unkritischer Einfühlung den Spanier zu verstehen, statt die Zusammenarbeit von Kirche und Staat als reinen Caesaropapismus abzutun. — Spanien ist eben das Land, dessen angestammte Kultur noch am meisten vom Mittelalter in seiner Grösse und in seiner Schwäche erhalten hat. Das Zeitalter der Atombombe wird immer Schwierigkeit haben, eine Kultur zu verstehen, die sich nicht an der Maschine, sondern an der Tradition des «siglo d'oro», des goldenen Jahrhunderts, orientiert.

Dr. W. Willwoll.

Ex urbe et orbe

1. Die logische Konsequenz

Während wir diese Zeilen schreiben, hat sich die internationale Situation aufs neue scharf zugespitzt. Der Zusammenbruch der Moskauer-Verhandlungen liess sich nicht mehr länger verschleiern. Die unbefriedigende Antwortnote der Sowjetunion ist im Grunde nur der Abschluss einer Entwicklung, die längst vorausgesehen werden musste. Auf der gleichen Ebene liegt die Pariser-Rede Wyschinskis, die alle terroristischen Vorstösse der Sowjetunion in den Ostdemokratien und Finnland (von den baltischen Staaten spricht man längst nicht mehr!) verschweigt, dafür aber um so mutiger den Vereinigten Staaten die Anklage ins Gesicht wirft, sie würden den Weltfrieden bedrohen. Russische Abrüstungsvorschläge gar kann man nur als vollendeten und gemeinen Zynismus mitanhören, wenn man weiss, wie dieses Land sich jeder wirksamen Kontrolle entzieht, ja in Berlin vor der Anwendung der Gewalt gegenüber den ehemals Verbündeten nicht zurückschreckt. (Von dem Kinderraub und der Verschleppung Erwachsener wollen wir gar nicht reden.) Ob man nach all dem die russische Politik noch «realistisch» nennen darf, möchten wir doch stark bezweifeln. Es scheint uns vielmehr, wir hätten vor nicht allzulanger Zeit — es mögen gerade «tausend» Jahre verstrichen sein — Ähnliches erlebt. Der absolute Nihilismus der russischen Va-banque-Politiker überrascht uns freilich doch nicht so sehr, wenn wir uns erinnern, dass vor zwei Monaten sogar das Moskauer Patriarchat mit gleicher gewissenloser Unbeschwertheit die gemeinsamen Angriffe gegen den Vatikan geschleudert hat. — In dieser fast ausgeweglosen Lage haben wir heute etwas zurückgeblättert in der «Orientierung». Wir sind dabei auf Gedanken gestossen, die wir schon im Jahre 1945 so deutlich und klar ausgesprochen haben, dass man sie heute buchstäblich noch einmal in Erinnerung rufen muss. Wir schrieben damals am 30. November 1945 im «Ex urbe et orbe»:

«Als man einst mit Hitler im Bunde war, da wurde man bei jedem Vertrag von neuem betrogen. Man machte die Erfahrung, dass mit einem totalitären System nicht auszukommen ist. Da man das Uebel nicht beseitigte, als es noch Zeit war, musste man schliesslich in den schrecklichsten Krieg der Geschichte gehen. Es hätte sich ein solcher Krieg vermeiden lassen, wenn man zeitig die Dinge durchschaut hätte. Und nun befinden wir uns wieder in der gleichen Lage. Man will aufbauen im Bund mit einem totalitären System, das naturnotwendig den Keim der Zersetzung in sich trägt. Indem man genau wie Hitler gegenüber, dauernd nachgab, hat man es dahin kommen lassen, dass der atheistische Kommunismus überall Erfolge erzielen konnte, dass er herrschend wurde in einem grossen Teil von Osteuropa, und an all dem ist man mitverantwortlich. Dass es so nicht weiter gehen kann, das fühlt man überall . . . Irgendwann müssen Gebäude auseinanderbrechen, die mit einem so wenig haltbaren Mörtel gebaut sind, und das Kommende wird um so furchtbarer, je mehr man mit falschen Worten die Gegenwart umfärbt. — Geradezu grotesk wirkt sich der Verzicht auf klare politische Logik aus, wenn zum Beispiel in Nürnberg ein kommunistischer Richter mit darüber abstimmt, wie man jene bestrafen soll, die den Nationalsozialismus unterstützt haben. Wenn es ein Verbrechen und ein Anschlag auf die Menschlichkeit ist, dass man sich zum Nationalsozialismus bekennt, dann ist es doch in ganz gleicher Weise ein Verbrechen, Kommunist zu

sein . . . Und so beweist denn die Weltpolitik unserer Tage, dass man aus dem Umgang mit Hitler und dem Nationalsozialismus nichts gelernt hat. Es kann darum logisch dieses ganze Experiment nicht anders ausgehen als das erste, falls man nicht beginnt, nach aussen eine klare und eindeutige Sprache zu sprechen, im Innern aber jene Kräfte zu wecken und zu fördern, die das Uebel an der Wurzel fassen. Will man wissen, wo eigentlich der Gegensatz zum Hitlerium war, so braucht man nur einen Blick zu werfen in jene Zeitungen, die in der Zeit des Nationalsozialismus den Ton angaben. Die niederträchtigsten Artikel etwa im «Schwarzen Korps» galten stets dem Christentum, insbesondere der katholischen Kirche und dem Papsttum. Genau so ist es heute in den Gebieten, in denen der atheistische Kommunismus Meister ist. Gelingt es, dem Christentum in Europa wieder jene Stellung zu verschaffen, die ihm zukommt, dann sind wir gerettet. Gelingt das aber nicht, was dann?»

So schrieben wir 1945. Müssen wir heute auch nur eine einzige Zeile zurücknehmen von dem, was wir damals geschrieben? Hat sich nicht vielmehr alles mit eiserner Konsequenz so entwickelt, wie es damals vorauszusehen gewesen — wäre? Wie aber steht es mit dem Christentum? Hat man seine Lösung begriffen und ergriffen?

2. Mitten im Chaos die unabänderliche Wertordnung

«Die Welt droht sich durch eine bereits über Jahrhunderte andauernde wissenschaftliche Analyse in ihre Elemente aufzulösen. Darin liegt die Gefahr, dass Menschen kommen, die diese Welt wieder zusammenreissen, ohne Rücksicht auf überlieferte Formen und Werte, die das Leben in einer schrecklichen Weise vereinfachen, die nur in radikalen Alternativen denken und keine Zwischenlösungen mehr gelten lassen. Wir Jüngeren stehen in dieser Versuchung der Radikalität um jeden Preis, die nicht eine äussere, sondern eine tief innere Radikalität ist.» Diese Sätze aus einem Aufsatz der Frankfurter Hefte: «Wir aus dem Kriege» (Sept. 1948), zeugen von einem wachen Bewusstsein junger Menschen um die Richtigkeit, aber auch um die Gefahren ihrer eigenen Haltung der heutigen Welt gegenüber. Das Chaos in allen Lebensbezirken liegt offen. Es ist ein notwendiges Ergebnis jenes auflösenden Geistes, der seit zwei Jahrhunderten am Werke war, der mit kindlicher Lust und Naivität alle Erscheinungen der Natur, der Kultur und des Menschen selbst analysierend zerlegte — und heute weder die Fähigkeit noch die Kraft besitzt, die Teile wieder zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzufügen. So beginnt immer wieder der ringende Versuch der jungen Generation, «die hochdifferenzierte Welt radikal in einem einzigen Sinnpunkt zusammenzuschauen». «Es wird notwendig sein, die hundert autonomen Bereiche der Wissenschaft aufzuheben und alle Formen der Kunst und der Wissenschaft auf den Menschen als ihren Sinnpunkt zu beziehen. Alle Tatsachen der Geschichte, alle Ergebnisse der Wissenschaften, alle Werke der Dichtung und Kunst werden zuletzt auf eine Seinsmitte hin bewertet werden.» Hier ist mit erfreulich klarer Offenheit ausgesprochen, worum es geht. In der überwältigenden Fülle aller Phänomene, aller Tatsachen und Ideen, jene letzte, sinngebende Seinsmitte zu finden, die dem Menschengeste wieder eine sinnerfüllte Ausrichtung ermöglicht. Das Chaos ist deutlich erkannt und bekannt. Das Ziel

wird gesucht, die Sinnhaftigkeit des Daseins gefordert. Alle Antworten, die nur den Prozess der Auflösung weiter vorantreiben, die nur von einer Peripherie her die Heilung versuchen (mag diese Peripherie dann politische Verständigung etwa durch europäischen Föderalismus, soziale Reform durch solidarischen Zusammenstehen, Erneuerung des Menschen durch Erweckung seiner tieferen Bewusstseinskraft heissen) genügen allein nicht mehr. Vor allem müssen alle Antworten, die das letzte Zentrum im Menschen selbst zu finden meinen, in jeglicher Art von immanentistisch-idealistischer Fortschrittsidee versagen, wie sie stets versagt haben.

Nur was den Menschen über sich selbst real hinausführt, entreisst ihm dem Chaos, gibt ihm jene Mitte des Universums, jenen Sinnpunkt in der Flucht der Erscheinungen. — Von diesem Standort aus dürfen wir auch die katholischen Grosskundgebungen der letzten Wochen und Monate sehen und bewerten. Die Kölner Domfeier, den Mainzer Katholikentag, die Pax-Christi Welttagung in Lourdes und endlich den Jugendkongress in Rom. Es handelt sich dabei nicht um die «Restaurierung eines Lebensstiles, der zweifellos mit dem 19. Jahrhundert vergangen ist». Das grandiose Schauspiel der Prunkornate und Kirchenfahnen mitten in einer gespensterhaften Ruinenstadt ist ein unverzeihlicher Anachronismus, wenn hinter ihm nicht das überzeitliche Wissen um die letzte Seinsmitte lebendig wird, wenn nicht dieser ewige Sinnpunkt mitten in der Katastrophe einer zusammengebrochenen Welt wieder aufleuchtet und bestimmend wird für eine wahrhaft christliche Lebens- und Weltgestaltung. Wir vermögen aber manche überlebte Formen vorläufig noch zu ertragen, wenn wir spüren, dass die letzte Lebensquelle unversiegt und unge- trübt weiterströmt. Denn wir wissen dann, dass auch die neuen, zeitgemässeren Ausdrucksformen sich bilden werden, wenn wir aus einem lebendigen Zentrum heraus Religion und Kultur miteinander verbinden.

Musste man dieses Bewusstsein nicht frisch und überwältigend erhalten, wenn man die Papstworte am Jugendkongress vernahm? Da wurde unbeirrt von allen so rasch sich überstürzenden Zeitereignissen und Mode-Strömungen, unversehrt von den heute oft sich einschleichenden falschen Wertordnungen die unabänderliche, ewige Wertskala proklamiert. Der erste Sieg, den die Jugend erfechten müsse, sei jener über die Gottesleugnung. Vor allen übrigen Nöten der Zeit, betont Pius XII. mit Recht zuerst diese grösste Not: «In den Auseinandersetzungen unserer Tage geht es nicht mehr wie in der Vergangenheit um die eine oder andere Wahrheit des Glaubens, um den einen oder anderen Artikel des Credo . . . die wesentlichen Grundlagen der Religion sind angegriffen und gelehnet.» So muss der erste Kampf unserer Generation diesem Ziele gelten, die ewige Seinsmitte: Gott wieder zur Anerkennung in der Welt zu bringen. Mit der gleichen unerschütterbaren Sicherheit, mit dem unbeirrbareren Blick für die eigentlichen Gefahren unserer Zeit stellt der Papst an die zweite Stelle den Sieg gegen den Materialismus für eine geistige Lebensauffassung. Ausdrücklich spricht der Hl. Vater hier von der Wertskala, die Gott aufgestellt habe, und von der Gefahr, dass die Jugend «Auge und Sinn für das verliere, was geistig, übersinnlich und innerlich ist», dass sie dagegen sich blenden lasse von technischen Fortschritten. An dritter Stelle endlich nennt der Papst den Sieg über die sozialen Ungerechtigkeiten. Er versteht darunter aber bedeutend mehr, als die blosser Ueberwindung wirtschaftlicher Misstände. Es geht um die «geordnete Regelung der menschlichen Gesellschaft in einer vom Gemeinwohl umschriebenen Freiheit und in einer Menschenwürde, die jedermann in den anderen wie in sich selbst achtet». Zum Abschluss aber spricht der Papst noch einmal von der absoluten Unzerstörbarkeit der religiösen und ewigen Werte. Einmal mehr erkennt man aus diesen päpstlichen Worten, wie klar Pius XII. die Zeitsituation durchschaut, mit welchem unbestechlichem Urteil er auf die eigentlichen Grundfragen und Grundlagen unserer heutigen Welt hinweist.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich, Auf der Mauer 13. — Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Abonnementpreise:

Schweiz: Jährlich Fr. 9.40 — halbjährlich Fr. 4.90 — vierteljährlich Fr. 2.50 —
Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842.

Notiz: Oesterreichische Buchausstellung

Von Herder in Wien erreicht uns die Nachricht, dass dieser grosse katholische Verlag beabsichtigt, in den Monaten Oktober und November eine Reihe von Buchausstellungen in der Schweiz zu veranstalten. Im Rahmen dieser Ausstellungen bzw. parallel läuft eine Reihe von Vorträgen bedeutender Autoren, darunter Professor Dempf, Dozent Dr. Niedermayer u. a. So werden die zahlreichen Freunde des Hauses Herder nicht nur Gelegenheit haben seine Editionen und damit einen repräsentativen Ausschnitt aus dem österreichischen Buchschaffen kennenzulernen, sondern auch die schöpferischen Mitarbeiter des Herderverlages. Jene Leser, die ihre Aufmerksamkeit regelmässig unseren Buchbesprechungen widmen, in denen von diesen Werken schon öfter die Rede war, werden sich über diese Nachricht aus Oesterreich besonders freuen. Zu gegebener Zeit werden wir Näheres über Ort, Zeit und Dauer der Ausstellungen und Vortragsreihen berichten.

Buchbesprechungen

Jungmann, S. J., Josef Andreas; Missarum Sollemnia, Eine genetische Erklärung der römischen Messe, 2 Bände, XXX und 1226 Seiten, 26 x 34 cm, Ganzleinen S 142.—, Fr. 68.—, USA Dollar 16.20, DM 50.—, Verlag Herder, Wien, 1948.

Diese grosse Geschichte der römischen Messe wurde von der wissenschaftlichen Welt seit Jahren erwartet. Sie ist das krönende Alterswerk des führenden Forschers der Liturgiewissenschaft. Jungmann fasst die Ergebnisse einer Fülle von Quellpublikationen, Einzelstudien und grösseren Untersuchungen, an denen seine eigenen Arbeiten einen hervorragenden Anteil haben, zusammen und bietet eine Geschichte der Messe in dreifachem Aspekt:

Ein Gang durch die Jahrhunderte vom «Brotbrechen» der Urkirche bis zur Gemeinschaftsmesse der Gegenwart lässt die verschiedenen Kräfte sichtbar werden, die am Bau der Messliturgie gearbeitet und ihre Umrisse in langsamem, aber beständigem Wandel verändert haben. Eine zweite Ueberschau zeigt nach einem Blick auf das nach der kirchlichen Gemeinschaft ausgerichtete Wesen der Stiftung Jesu die verschiedenen Gestaltungen der Feier je nach dem Ausmass, in dem die Gemeinschaft einbezogen ist: von der Messfeier des Bischofs inmitten von Klerus und Volk, aus dem das Hochamt hervorgeht, über die Messe des Presbyters in seiner Gemeinde, die im «Amt» fortlebt, zur stillen Privatmesse.

Der Hauptteil endlich ist ein Gang durch die Liturgie der heiligen Messe in ihren einzelnen Teilen. Für die einzelnen Glieder des weitschichtigen Baues wird nach Möglichkeit der ursprüngliche Bauplan und dessen allmähliche und oft sehr verschiedenartige Ausgestaltung und Umgestaltung in Wort und Ritus durch die Jahrhunderte des Mittelalters bis herauf in die Gegenwart vor Augen geführt. So ergeben sich immer wieder neue Einblicke nicht nur in das Beten und Gottsuchen vergangener Generationen, sondern auch in den tieferen Sinn zahlreicher Einzelheiten in jenem Gebäude, das die Liebe der Kirche über das erhabenste Geheimnis gewölbt hat.

«Missarum Sollemnia» ist ein bleibendes Standardwerk und damit ein wesentlicher Beitrag Oesterreichs zum Fortschritt der internationalen Wissenschaft, auf den es stolz sein kann. Wir danken dem Herder-Verlag in Wien für den Mut, drei Jahre nach dem Krieg ein solches Standard-Werk zu veröffentlichen. Eine ausführliche Würdigung folgt.

Unser Weg zur Kirche, Religiöse Selbstzeugnisse berühmter Konvertiten, herausgegeben von Dr. Jos. Eberle. 291 Seiten, Rex-Verlag, Luzern, 1948.

Wer zur Kirche findet oder zu ihr zurückfindet, kann das Tiefste und Persönlichste seines Weges der Öffentlichkeit nicht preisgeben. Dennoch bieten solche Selbstzeugnisse überaus viel, besonders wenn Schriftsteller wie Hermann Bahr, Eugenie delle Grazie, Jos. Aug. Lux, Momme Nissen, Langbehn, Louis Bertrand, Papini, Chesterton, Claudel; Historiker, Philosophen, Gelehrte und Männer aus dem Leben wie R. von Kralik, Peter Wust, A. von Ruville, Fr. Wagner, Gemelli, Martindale, Artemjeff und Moody ihre so verschiedenartigen Wege zur Wahrheit schildern. Da die ähnliche Sammlung von Selbstdarstellungen moderner Gottsucher, «Menschen, die zur Kirche kamen», kaum mehr erhältlich ist, die Sammlung von Dr. Jos. Eberle zudem meist neue Selbstzeugnisse bietet, kann das Buch «Unser Weg zur Kirche» den Suchenden Wegweiser, uns Katholiken aber Aufruf sein, die Wahrheit, die uns vielleicht allzu «selbstverständlich» ist, tiefer zu erfassen und besser zu leben.